

GANZ DA, GANZ NAH: BOB DYLAN

„I'm Not There“ heißt der Film, in dem der Jahrhundert-Sänger gleich von sechs Top-Hollywood-Mimen dargestellt wird. Annäherung an eine lebende Legende

Natürlich blieb Superstar Bob Dylan der Premiere von „I'm Not There“ (Kinostart: 28. Februar) im vergangenen September in Venedig fern. Dafür hielten Cate Blanchett (im Foto rechts als junger Bob Dylan, links: das Original), Richard Gere und weitere vier arri-vierte Schauspieler Hof, die in jenem Streifen Episoden aus dem bewegten Leben des Troubadours spielen. Das 135 Minuten lange Werk des Regisseurs Todd Haynes provozierte bei den Filmfestbesuchern leicht zwiespältige Reaktionen – manche Kritiker feierten es hymnisch, andere bemängelten ein wirres Konzept mit seinem eklektizistischen Ansatz und etwas zu viel Make-up- und Garderoben-Schnickschnack. Bob Dylan probte an jenem Abend mit seiner Band irgendwo im amerikanischen Süden. Sein Spiel mit der An- und Abwesenheit, den Identitäten und Masken, dem Ich im anderen erklärte er vor drei Jahren seinem Freund Martin Scorsese für dessen Dokumentations-Film „No Direction Home“: „Ich hatte keine Ziele und keine Ambitionen. Ich machte mich auf, den Ort zu finden, den ich verlassen hatte. Ich wusste nicht, wo er war, aber ich war auf dem Weg dorthin.“

Bei allem Versteckspiel, der Koketterie und Rätselhaftigkeit schwimmt dieser Dylan 2008 wie eine unsinkbare Arche ganz oben auf den Erfolgswellen. Eine edel gemachte Dreier-CD in Samtkassette würfelt wieder einmal einige seiner Best-of-Songs zusammen, die Konzerte sind ausverkauft und dann hängen auch noch 170 Gouachen und Aquarelle von ihm in den feinen Kunst-

sammlungen Chemnitz. Dylan hat sie im Jahre 2007 gemalt, es sind farbk-räftige, wunderschöne, expressive Szenen und Sujets – Frauen und Männer, Akte, Porträts, Stilleben, Stadtansichten, Straßen, Hafenszenen, alles so eindringlich und wohligh. Und stets liegt noch ein Zauber verborgen. Gleich, ahnt man, wird auf diesem Bild etwas geschehen oder es hat bis gerade eben etwas stattgefunden, ein Gespräch, ein Liebesakt, ein Gedanke. Erfüllte Leere – oder eben: „I'm Not There“. Nun ist er also lebendes Kulturgut geworden, ein Mann des Olymps, ein homerischer Barde, ein heimatloser Herodot, dessen Stimme, so die „Times“ unlängst „... klingt, als käme sie über die Mauern eines Tuberkulose-Sanatoriums.“

Seit Mitte der Achtziger tritt Bob Dylan an durchschnittlich 150 Tagen im Jahr auf: in New York und Melbourne, in Aschaffenburg, Cardiff, Nagano, Waikiki und Schwäbisch Gmünd. Er präsentiert dann so um die zwanzig Songs aus seiner etwa 750 Lieder umfassenden Schatztruhe, im täglichen Wechsel, unter Vermeidung jedweder Wiederholung. Dylan-Konzerte beginnen inzwischen so pünktlich wie die Tagesschau, dauern ziemlich genau zwei

Stunden und seit dem gigantischen Erfolg der letztjährigen „Modern Times“-CD, seiner insgesamt 44. Platte, sind die Hallen weltweit voll besetzt und beseelt von einem wundersamen Publikum aus drei Generationen.

Das war nicht immer so. Bekannte man sich – wie ich es tat – zu Dylan 1983, zählte man plötzlich zur Latzhosen-&-Haferflocken-Lichterketten-Fraktion. Bekannte man sich – wie ich

es tat – zu Dylan 1995, galt man bei den vollgekoksten Luftblasen-Plauderern dieser Dotcom-Yuppie-Partys als bedauernswertes Lagerfeuer-Tralala-Überbleibsel. In Deutschland ist der nöhlende Barde bei vielen Menschen bis heute reduziert auf romantischen Friedensgesang, Anti-Atom-Balladen und ein bisschen „Lay Lady Lay“-Gesülze. Das ist nachvollziehbar, weil man ihn einfach kaum versteht – akustisch. Selbst Hard-Core-Dylan-Fans kommen ohne die übersetzten Songbooks nicht aus. Und was sich dort findet, ist Lyrik, reine Poesie, ganz hohe Kunst, teils spirituell eingegeben, teils hart erdichtet, teils meisterhaft geklaut, aber stets auf höchstem Niveau zusammenge-

setzt. 2007 erhielt Bob Dylan den mit 50 000 Euro dotierten Prinz von Asturien-Preis des spanischen Königshaus; der Literaturnobelpreis scheint eine Frage der Zeit zu sein.

Geboren wird er in dem öden Eisenerzkaff Duluth in Minnesota am 24. Mai 1941 als Robert Allen Zimmerman. Vater Abraham ist Elektrowarenhändler, Mutter Beatrice Hausfrau. Mit zehn Jahren bringt er sich das Gitarren- und Klavierspiel bei und entdeckt seine Helden während der sonntäglichen Kinonachmittage: Chaplin, Dean und Brando. 1961 trampft er Richtung New York – und wird voll erwischt vom romantischen Mythos: Highway, Straße, Schienen. Es riecht nach Staub, Tank-

duftet nach Whisky und Poesie. Er macht seine erste Platte, ohne Erfolg, dann seine zweite, mit Erfolg, und findet sich plötzlich wieder in einem Strom unbändiger Kreativität. Jahrzehnte später sagt er dazu: „Ich weiß nicht, wie ich zu diesen Liedern kam, ich habe nicht die geringste Ahnung. Sie entstanden auf magische Art und Weise. Als ob sie schon da gewesen wären...“ So auch eben jenes legendäre „Blowing In The Wind“. Mit diesem Lied schafft Dylan seinen Durchbruch. Obwohl er darin keinerlei konkrete Antworten auf seine vielen Fragen gibt, hievt ihn der Song an die Spitze der Bürgerrechtsbewegung und macht ihn zum, wie er sagt,



„ICH WERDE DICH GEHEN LASSEN UND MICH NICHT MEHR SEHEN LASSEN. DANN WIRD SICH ZEIGEN, WER VON UNS LEIDET ...“ AUS: „MOST LIKELY YOU GO YOUR WAY“

stellen, Güterzügen, Sternenhimmel, Dauerregen, Saloons, Wüste, Bibel, Pokerrunden, Schießereien, Billard, schwerem Schnaps und leichten Mädchen, streikenden Minenarbeitern, korrupten Sheriffs. Diese Bilder und Motive ziehen sich bis heute durch seine Songs. Für zwei Dollar Gage am Abend performt er sich durch die nächtlichen Live-Schuppen im Village. Zügig verärgert er die „We Shall Overcome“-Szene mit giftig-zynischen, klugen und rotz-frechen Texten, flankiert von seiner markerschütternden Mundharmonika. Schnell macht er aus dem Zimmerman den Dylan, Bob Dylan. Das klingt irgendwie walisisch und

„kryptokommunistischen Obermufti der Gegenkultur“. Der Vietnamkrieg tobt, die Kennedys werden ermordet, der Kalte Krieg treibt die Welt an den Rand des Abgrunds und Dylan wird der verwaiste Spitzenplatz eines neuen Messias zugewiesen. In dem 2004 erschienenen Buch „Chronicles“ drückt Dylan sein Erstaunen darüber aus, „dass ich zum Oberpopanz der Rebellion ernannt worden war, zum Hohepriester des Protests, zum Zaren der Andersdenkenden, zum Herzog der Befehlsverweigerung, zum Chef der Schnorrer, zum Kaiser der Ketzer, zum Erzbischof der Anarchie, zum großen Zampano. Ich hatte ziemlich wenig mit der Generation gemein, deren Stimme ich sein sollte, und ich wusste auch nichts über diese Generation. Ich hatte nie die Absicht gehabt, anderer Leute Meinung ins Mikrofon zu schreien. Ich war eher ein Kuhhirte als ein Rattenfänger.“ Mit Joan Baez, die ihn aus den Pubs holt und auf die große Bühne →

stellt, hat er eine leidenschaftliche Liebesbeziehung. Als Dylan aber dann das Ex-Playboy-Model Sara Lownds kennenlernt, räumt er die lästige Baez rüde zur Seite. Den ganzen Macho-Blues besingt er daraufhin in dem genialen Doppelalbum „Blonde On Blonde“ recht genüsslich, doch rundum von und mit sich berauscht, bezahlt er die Chuzpe mit dem bekanntesten Motorradunfall der Rockgeschichte. Danach zieht er sich für ein paar Jahre zurück. Er mimt den biblischen Stammesvater, zeugt mit Sara vier Kinder, lebt körnerkerngesund, führt ziemlich hässliche Hunde aus, jodelt glockenhell-fröhliche Countrysongs und provoziert seine „linke“ Gefolgschaft mit

ungesund, gibt nichtssagende Konzerte. Während eines solchen in San Diego im Herbst 1978 wirft jemand ein silbernes Kreuz auf die Bühne. Entgegen aller üblichen Gewohnheiten hebt Dylan es auf und steckt es in die Hosentasche. Drei Tage später erfährt er in einem Hotelzimmer in Tucson/Arizona eine religiöse Heimsuchung: „Jesus klopfte mir auf die Schulter und sagte: Bob, warum sperrst du dich denn so? Wieso lehnt du mich ab. Ich sagte: Ich lehne dich nicht ab. Die Stimme fragte: Wirst du mir folgen? Ich antwortete: Na ja, ich habe mir darüber noch keine Gedanken gemacht. Da war etwas im Raum, eine Gegenwart, die nichts anderes als Jesus sein konnte.“

Eucharistischen Weltkongresses. Vor 300.000 Zuschauern singt er – in Smoking und Cowboyhut – drei Lieder: „Knocking On Heaven’s Door“, „Hard Rain“, „Forever Young“. Danach winkt ihn der Papst zu sich, um zu sagen: „Ja, der Wind weiß die Antwort, der Atem, das Leben des heiligen Geistes. Sie fragen, wie viele Straßen muss ein Mann gehen, bevor er ein Mensch wird? Ich antworte: eine. Es gibt nur einen Weg für die Menschheit und das ist Christus, der sagte: Ich bin das Leben.“ Vielleicht ist Dylan ja aber auch nur ein schelmischer Trotzkopf, ein unverbesserlicher Rebell, ein akademischer Herzensbrecher. Allemal – er ist nicht ganz von dieser Welt. Als deren frie-

der radikalsten Außenseiter heute fester denn je auf dieser Erde. Da mag er noch so defätistisch mit seiner „Everything Is Broken“-Melancholie kokettieren und Loser-Psalmen produzieren wie: „Wenn du denkst, du hast alles verloren, merkst du, dass du immer noch ein bisschen mehr verlieren kannst.“ Bob Dylan, das ist die Erfolgsgeschichte der Würde, des Individualismus, der Rebellion und der Authentizität. Jeder halbwegs anerkannte Künstler – heute befragt, welche Person der Zeitgeschichte ihn am meisten beeinflusst hat oder am meisten Eindruck auf ihn gemacht hat – wird den Namen Dylan bestimmt ganz weit oben in seiner Vorbildliste führen.

Und die Fans? Die tauschen tagtäglich Dylan-Devotionalien weltweit, jede Sekunde Ton und Film, jedes Buch und Bild ist hochbegehrte Handelsware. Die Sammlung eines normalen Dylan-Freaks wird an die 1000 Raubpress-CDs umfassen. Vor dem Zähneputzen sitzen sie vor den Dylan-Webseiten und laden sich News, Artikel, Essays, Interviews oder ein paar Sekunden seines eher talentfreien Orgelspiels herunter, das sich anhört wie ein kaputtes Nokia-Handy. Sie buchen jetzt schon Monate im Voraus Flüge und Eintrittskarten für Palermo, Salamanca und Prag – und sie sind dabei arrivierte Ärzte, Politiker, Berater, Modemacherinnen, Anwältinnen, die eigentlich alle noch im Ohr

haben müssten, wie der Rotzbengel 1965 mahnte: „Don’t Follow Leaders!“ Für die „New York Times“ war er in genau jenem Jahr bereits „die markanteste Persönlichkeit unserer Zeit nach John F. Kennedy“. „Newsweek“ stellte später fest, dass „Dylan für die Popmusik das Gleiche ist wie Einstein für die Physik“. Und Bruce Springsteen ergänzte: „Bob hat unseren Geist befreit, so wie Elvis unsere Körper befreit hat.“ Einer von Dylans besten Freunden, der Konzertveranstalter Ben Johnston, sieht die Sache so: „Gott hat ihm, anstelle ihn zu berühren, regelrecht in den Hintern getreten. Bob kann nichts für das, was er tut. Er hat den heiligen Geist in sich.“

WOLF REISER

„REINE LIEBE SIEHT HOFFNUNG IN ALLEM. GLAUBT ALLES, STELLT NIE EINE FALLE, IST NICHT GROSS, DUNKEL, HÜBSCH UND KOMMT ZU DIR RAUF, KIDNAPPT DEIN HERZ UND GIBT ES NUR GEGEN LÖSEGELD WIEDER RAUS.“ AUS „WATERED DOWN LOVE“

einer gepflegten Männerfreundschaft zum als „rechts“ geltenden Countrystar Johnny Cash. 1973 dreht Bob Dylan als Schauspieler mit Regisseur Sam Peckinpah den Western „Pat Garrett jagt Billy the Kid“ und schreibt dafür auch den Soundtrack, darunter das legendäre „Knocking On Heaven’s Door“. In der Ehe knockt es zeitgleich auch heftig und die Lieder des Scheiterns finden sich auf der Platte „Blood On The Tracks“. Sie drehen sich um den Krieg zwischen Mann und Frau und sind getragen von einer aufwühlenden Gefühlsmixtur aus Zärtlichkeit und Brutalität, Hingabe und Intimität, Hass und Sehnsucht. Nach der Scheidung 1977 macht Dylan in privater Hinsicht dicht. Zu viele unwürdige und imageschädigende Details waren nach außen gedrungen, Drogen, Suff, Affären, Gewalt. Er ist wieder mal in seiner Karriere auf dem Tiefpunkt angekommen, sieht müde aus, lebt komplett

te. Ich hatte definitiv ein Wiedergeburtserlebnis.“ Von nun an foltert er die letzten treuen Fans mit religiösen Platten und die Konzertbesucher mit endlosen, missionarischen Predigten über das nahe Ende und andere vage Gewissheiten. Langweilig aber ist das nie und nach und nach kriegt er wieder die Kurve, landet in den Charts, erhält Grammys und der Himmel meldet sich erneut: Am 5. Oktober 1987 regnet es heftig in Locarno, als Dylan über den mit-täglichen Marktplatz schlendert. Und dann ist da wieder diese Stimme, diese physisch und konkret spürbare Stimme, und sie sagt: „Du bist dazu bestimmt, standzuhalten. Du musst jeden Abend deine Lieder singen. Und warte nicht länger darauf, ob Gott dich erlöst oder nicht.“ Ziemlich genau zehn Jahre später, 1997, begegnen sich Papst Johannes Paul II. und Dylan in Bologna, am Rande des

densbewegte Kinder damals nach Protestliedern gierten, spielte er Love-&Hate-Songs. Als die Szene nach Folk verlangte, spielte er knallharten Rock ‘n’ Roll. Als der Punk abging, kümmerte er sich um Raggae-Versionen seiner Klassiker. Als New Wave die hohlen Achtziger untermalte, beschäftigte er sich mit Gospel. Dann erlebte die Musikwelt Brit-Pop und Grunge und Dylan warf zwei akustische Garagen-Blues-Scheiben ins Rennen. Als am 11.9.2001 die Türme zerbarsten, servierte er am selben Tag um die Ecke eine Art Swingplatte mit dem Titel „Love And Theft“. Zu dem trostlosen US-Jahrzehnt zwischen Guantánamo und Bagdad hat Dylan bis heute kein öffentliches Wort verloren. Vielleicht fehlt ihm außer der Lust dazu auch die Zeit bei dieser härtesten Dauerdienst-reise der modernen Kulturgeschichte. Dennoch: Nach all den Abstürzen, Einbrüchen, Ehrungen, Triumphen, Krisen und Wandlungen steht einer

„WIR KÖNNTEN VIEL VONEINANDER LERNEN, WENN WIR UNS AB UND ZU AUF EINEN ROLLENTAUSCH EINLASSEN WÜRDEN“



Bei den Filmfestspielen 2007 in Venedig wurde sie für ihre Darstellung des Bob Dylan auf dem Weg von der Folk- zur Rock-Ikone in den Sixties in „I’m Not There“ als beste Schauspielerin geehrt. Und wahrscheinlich bekommt sie dafür auch den Oscar: Cate Blanchett, 38. Aber sie ist keine, die sich auf ihren Lorbeeren ausruht: Gerade hat sie unter der Regie von Steven Spielberg den vierten Indiana-Jones-Film abgedreht und ist auch als Elizabeth I. („Elizabeth – Das goldene Königreich“, Start: 20.12.2007) im Kino vertreten. Mit dem Drehbuchautor Andrew Upton, seit zehn Jahren ihr Ehemann, hat sie jetzt Hollywood vorübergehend den Rücken gekehrt, um gemeinsam die Leitung der renommierten Sydney Theatre Company zu übernehmen. Mit ihm und den Söhnen Dashiell, 6, und Roman, 3, ist sie gerade in ihre australische Heimat zurückgezogen. Wir sprachen mit ihr über ihr Leben, Rollentausch und ihre aktuellen Filmfiguren.

Wie schwierig ist es für Sie, Kinder und Karriere unter einen Hut zu bringen?
Zwei kleine Kinder zu haben bedeutet einfach ständigen Schlafmangel. Allerdings hat mir diese Tatsache in meiner Rolle als Bob Dylan gute Dienste geleistet. Weil ich seinen legendären Schlafmangel auf einer tiefen psychischen Ebene nachvollziehen konnte.

Wie reagierte Ihr Mann auf Ihre Verwandlung in Bob Dylan?
Er fand das zum Schreien komisch. Nur küssen wollte er mich nicht so gerne, mit den Bartstoppeln in meinem Gesicht. Und im Männeraufzug fotografiert zu werden, wie ich meinen eigenen Mann küsse, das fände ich schon auch ein wenig seltsam.

Was unterscheidet Ihre Bob-Dylan-Figur von jener der anderen fünf Schauspieler, die ihn verkörpern?
Es ist ein Ensemble-Film, in dem wir alle Facetten ein und derselben Person spielen. Das Besondere an meiner Rolle ist nur, dass Dylan in der Phase, in der ich ihn spiele, nämlich 1965, umstieg auf die elektrische Gitarre und zur Ikone wurde.

In dem anstehenden, zweiteiligen Theaterstück „Rosenkrieg“ schlüpfen Sie auch wieder in eine Männerrolle.
Ja, und ich finde das auch gar nicht merkwürdig. Zu Shakespeares Zeiten spielten schließlich die Männer alle Rollen, auch die der Frauenfiguren. Ich denke, wir könnten viel voneinander lernen, wenn sich jeder von uns ab und zu auf so einen Rollentausch einlassen würde. Übrigens wird das auch eine meiner ersten Produktionen als künstlerische Co-Direktorin der Sydney Theatre Company sein.

Welche besonderen Herausforderungen beinhaltet für Sie die Rolle der Elizabeth – die Sie ja vor zehn Jahren schon einmal spielten?
Nun ja, zum Zeitpunkt des Geschehens, der Invasion der spanischen Armada, war Elizabeth in ihren Fünzigern. Im vorherigen Eli-

zabeth-Film war meine Figur in ihren Zwanzigern. Meine Aufgabe jetzt hieß, in Würde zu altern und eine reifere Leinwandpräsenz und ein ausgeprägteres Geschichtsbewusstsein zu zeigen, um der Rolle eine andere Dimension zu verleihen als in dem ersten Projekt.

Wie viel künstlerische Freiheit ist bei einer historischen Figur erlaubt?
Ganz egal, wie viele Fakten man hat oder was man dazu erfindet, ob es sich um eine Romanfigur handelt, eine vollkommen fiktive oder eine, die real existiert hat, es geht immer darum, diese in eine nachvollziehbare, glaubwürdige Welt einzubetten, sie gewissermaßen in einen Kontext zu stellen.

Was hat Sie an dieser Figur so fasziniert?
In gewisser Hinsicht erinnert sie mich an Diana, die Prinzessin von Wales. Nicht von ihrer Persönlichkeit her oder als politische Figur. Sondern weil sie beide tief im Bewusstsein der Öffentlichkeit verankert waren. Beide standen auf einem Podest und waren dennoch zugänglich. Und beide waren sie relativ schutzlos.

Stimmt es, dass Sie auf Harrison Ford stehen, Ihren Co-Star im vierten Indiana-Jones-Film, der in diesem Jahr ins Kino kommt?
Absolut. Er ist echt ein heißer Typ. Und wird mit dem Alter immer besser.

Wie waren die Dreharbeiten?
Ich hatte eine ganz fantastische Zeit am Set, und meine Söhne auch. Aber es war ganz anders als bei dem Dylan-Projekt, mal abgesehen davon, dass ich nicht in die Rolle des Indiana Jones schlüpfte.

KATE SOLE

FOTO: Lanov LLC/Interpics